

Nanking Restaurant – Tracing Opium in Calcutta

Joachim Koester, 2005–08

»Nicht der Opiumesser, sondern das Opium ist der wahre Held dieser Geschichte und der Mittelpunkt, um den sich alles Interesse dreht«, schreibt Thomas De Quincey in den *Bekenntnissen eines englischen Opiumessers* (1822). Und weiter: »Mein Gegenstand war, die merkwürdigen Wirkungen des Opiums zu zeigen, gleichgültig ob sie Freude oder Pein erregen. Nachdem das geschehen ist, ist das Spiel zu Ende.«

De Quincey hat mehr als nur die merkwürdigen Wirkungen des Opiums beschrieben – seine Fähigkeit, Visionen und Alpträume hervorzurufen. Die *Bekenntnisse eines englischen Opiumessers* können auch als Leitfaden oder Ratgeber gelesen werden, als Anweisungen und Warnhinweise für angehende OpiumkonsumentInnen. De Quincey erzählt, dass er Konzerte gern unter dem Einfluss von Laudanum besuche, da es den sinnlichen Musikgenuss steigere. Er tut es einmal pro Woche und nimmt damit eine Opiumlösung als Teil seiner Vergnügungsaktivitäten, zur Erhöhung des ästhetischen Genusses ein. Die Beschreibungen seiner opiumgeleiteten Streifzüge durch die Straßen Londons werden später zur Inspiration für die psychogeografischen Experimente – einem neuen Zugang zur modernen Stadt mithilfe chemisch induzierter Träume, einer bewussten Verrückung der sinnlichen Wahrnehmung. De Quincey macht aus der anästhesierenden Arznei Opium ein Tor zu den »geheimen Inschriften in unserem Gedächtnisse«, Zeitreisen zu vergessenen Erinnerungen, die wie aus der Dunkelheit des Schlafs selbst herausgeschnitten erscheinen – ein oft gefährliches und angstbehaftetes Unterfangen. Das Opium intensiviert De Quinceys Wahrnehmungen: Die Farben seiner Träume werden leuchtender, aber zugleich vertiefen sich auch die Schatten und verstärken die »beängstigenden Seiten« der Droge. Eine davon ist die Opiumsucht, die zur Zeit De Quinceys als unvermeidliche, wenn auch selten erwähnte Nebenwirkung des Opiumkonsums angesehen wurde. Dieser Dämon, den De Quincey in seinem Buch beschwört, erhält erst später, Ende des 20. Jahrhunderts, und aus ganz anderen Gründen, eine neue Identität: die des Drogenmissbrauchers.

Thomas De Quinceys *Bekenntnisse* begründen das Genre der »Drogenliteratur«, das die Droge als eine Möglichkeit zur Bewusstseins erkundung behandelt und unter Drogeneinfluss geschrieben wird. Damit führt er auch den Drogengebrauch zu Vergnügungszwecken ein. Sein Beitrag bildet einen wichtigen Aspekt der neueren abendländischen Geschichte des Opiums. Die andere, prosaischere Seite der Medaille hat mit der Produktion und dem Handel der Droge zu tun. Karl Marx beschreibt das Opiumgeschäft als das Machen von Gold aus nichts, wobei große Vermögen entstanden, die »wie Pilze an einem Tage auf[sprangen]«. Opium ist das kapitalistische Rohmaterial schlechthin – der Erwerb und Verkauf von Träumen – und als Ware von einem halluzinatorischen Geheimnis umwittert, so als ließen sich seine »realen« Bestandteile nicht ganz von seiner Wirkung trennen. Nichts außer den *Bekenntnissen* hat die westliche Sicht narkotischer Substanzen und die moderne »Drogengeschichte« mehr geprägt als der illegale Opiumhandel der britischen Ostindien-Kompanie im China des 19. Jahrhunderts.

»Not the opium-eater, but the opium, is the true hero of this tale; and the legitimate centre on which the interest revolves«, writes Thomas De Quincey in his novel *Confessions of an English Opium-Eater* (1822). He continues: »The object was to display the marvellous agency of opium, whether for pleasure or for pain; if that is done, the action of the piece has closed.«

De Quincey did more than merely describe the marvelous power of opium—its ability to induce visions and horrible nightmares. *Confessions of an English Opium-Eater* can be read as a manual, a guidebook with advice, instructions as well as warnings for prospective opium users. De Quincey explains that he prefers to go to concerts under the influence of laudanum, as it stimulates »the sensual pleasure of music«. He sets aside one evening each week for this, and by doing so incorporates into his leisure activities, the consumption of an opium preparation to enhance aesthetic pleasure. His descriptions of his opiate ramblings through the streets of London, another of his diversions, become the inspiration for later psychogeographical experiments; a new gateway to the modern city through chemical reveries, the conscious derangement of the senses. De Quincey transforms opium from being an anesthetic medicine to a portal to what he calls »the secret inscriptions of the mind,« journeys in time to forgotten memories, which seem to be carved from the very darkness of sleep—an often dangerous and frightening enterprise. Opium intensifies De Quincey's experiences: the colours in his dreams become stronger, but at the same time the shadows grow deeper, reinforcing the »fearful realities« of the drug. One such reality is opium addiction, regarded in De Quincey's day as an unavoidable and rarely discussed side effect of taking the drug. This demon, which De Quincey evokes in his novel, is only later—at the end of the twentieth century, and for quite different reasons—assigned a new identity: the drug abuser.

Thomas De Quincey's *Confessions* establishes the genre of »drug literature«, exploring drugs as a way of mining consciousness written while under the influence; in doing so he introduces the idea of recreational use. His contribution constitutes an important aspect of the modern Western history of opium. The other, more prosaic side of the story has to do with opium's production and trade. Karl Marx describes the opium business as making »gold out of nothing« resulting in enormous fortunes that »sprang up like mushrooms in a day«. Opium is the quintessential capitalist raw material—the purchase and sale of dreams—and as a commodity it is surrounded by a hallucinatory mysteriousness as if its »real« components cannot quite be separated from its effect. Apart from *Confessions*, nothing has more greatly influenced the formation of Western views of narcotic substances and a modern »drug history« than the British East India Company's illicit sale of opium in nineteenth century China. The enormous fortunes that Marx refers to were made here. The centre of this trade was the city of Calcutta in India.

Calcutta, capital of Bengal, and until 1912 capital of British India, known as the City of the Palaces and as Kalikata or Kalikshetra—named after Kali, the Hindu goddess: red-eyed, tongue hanging from her mouth, adorned with a necklace of skulls, en-

Die großen Vermögen, von denen Marx spricht, wurden mit ihm gemacht. Und das Zentrum dieses Handels befand sich in Kalkutta.

Kalkutta, die Hauptstadt Bengalens und bis 1912 die Hauptstadt Britisch-Indiens, wird auch »Stadt der Paläste«, Kalikata oder Kalikshetra genannt – nach der hinduistischen Göttin Kali: rotäugig, mit herausgestreckter Zunge, eine Totenkopfkette um den Hals, umfängen von undurchdringlichem Dunkel. Ihr Bild findet sich überall in der Stadt: in Tempeln, an der Rückwand von Fleischerläden, an den Rückspiegeln von Taxis, zwischen den Magazinen von Zeitungskiosken und im Victoria Memorial, dem historischen Museum, wo ich sie am Eingang zur Ausstellung über die Gründung Kalkuttas im Jahr 1690 erblickte, die über 300 Jahre lang fälschlich dem Engländer Job Charnock zugeschrieben wurde.

Ich kam 2005 auf Einladung von Calcutta Art Research in die Stadt und war neugierig auf sie als »Opiumstadt« – als historisches Zentrum des Opiumhandels, der Kalkutta im 19. Jahrhundert zur zweitwichtigsten Metropole im British Empire machte. Ich hoffte beim Durchstreifen der vielen Ausstellungsräume im Victoria Memorial auf Zeichnungen, Fotografien oder Beschreibungen der Stadtteile zu stoßen, die mit dem Handel verbunden waren. Aber zu meiner großen Überraschung fand ich keine. Hatte man sie absichtlich weggelassen? Erschöpft von meiner vergeblichen Suche unter den vielen historischen Artefakten und Bildern fielen meine Augen schließlich auf ein Diorama von einem flachen Flussdelta und einem kleinen, auf einer Salzwiese am Hugli gelegenen Dorf – der ursprünglichen Siedlung, aus der Kalkutta entstand. Der zugehörige Wandtext lautete: »Keine andere indische Stadt profitierte so sehr von der britischen Herrschaft, doch auch keine andere zahlte einen so hohen Preis dafür.«

Auch wenn Opium in der Ausstellung im Victoria Memorial nicht vorkommt, so ist die Geschichte des illegalen Verkaufs der Droge in China, den die Britische Ostindien-Kompanie betrieb, doch alles andere als ein Geheimnis. Der Export erregte den Zorn der chinesischen Behörden, die das gesamte 19. Jahrhundert hindurch vergeblich versuchten, den ins Land fließenden Opiumstrom zu stoppen. Der immer wieder eskalierende Konflikt führte zu zwei Opiumkriegen – 1841 und 1856 –, in denen Großbritannien die chinesische Armee niederrang, um den Opiumhandel zu schützen. Die verborgene Geschichte zeigt sich auch in den großen Vermögen, die durch die aggressive Ausweitung der Opiumproduktion durch Großbritannien angehäuft wurden. Die »schwarze Erde«, wie das bengalische Opium hieß, wurde auf Mohnfeldern gewonnen, die die Briten den großen Mogulfürsten abgenommen hatten. Und als die Nachfrage stieg, wurde der Mohn auf Flächen angebaut, die eigens dafür kultiviert wurden. Verarbeitet wurde die Mohnernte in Fabriken, welche die Ostindien-Kompanie in Patna und in der Nähe von Benares aus dem Boden stampfte. Von dort wurde das raffinierte Opium nach Kalkutta gebracht, wo es gelagert und versteigert wurde, ehe es nach China ging. 1830 wurde mit Opium ein Sechstel des Bruttosozialprodukts Britisch-Indiens erwirtschaftet.

»Sie sind nicht tot, sie schlafen nur«, schrieb Thomas De Quincey über die vielen vergessenen Erinnerungen, die in seinen Opiumträumen aufstiegen. Aufgrund der Fähigkeit der Droge, Dinge ans Licht zu holen, die in die hintersten Winkel des Gedächtnisses verbannt worden waren, kam De Quincey zur Auffassung, dass das Gehirn ein Palimpsest sei, eine vielfach überschriebene Mem-

veloped in inky darkness. Her image is everywhere in the city: in temples, at the back of butchers' shops, hanging from the rear-view mirrors of taxis, among the magazines on the street-sellers' stands and in the Victoria Memorial, the historical museum where I caught sight of Kali at the entrance to the exhibition celebrating the foundation of Calcutta in 1690, which for more than 300 years was erroneously ascribed to the Englishman Job Charnock.

I came to the city in 2005 at the invitation of Calcutta Art Research, and was curious to experience the place as the City of Opium—the historical center of the opium trade, which made Calcutta the second most important city in the British Empire in the nineteenth century. While walking through the many exhibition rooms at the Victoria Memorial, I hoped to find drawings, photographs or descriptions of the parts of town associated with the business. To my great surprise, I found none. Perhaps it was a deliberate omission? Worn out by my futile search among the many historical artifacts and pictures, my eyes settled on a diorama of a flat delta and a little village on a salt marsh by the Hooghly River—the original settlement that would become Calcutta. The accompanying wall text said: "No other Indian city benefited in quite the same way from British rule, but no other city had to pay as high a price either."

Although opium was omitted from the exhibition at the Victoria Memorial, the story of the British East India Company's illegal sale of the drug in China is anything but secret. The export triggered the ire of Chinese authorities who struggled in vain throughout most of the nineteenth century to prevent the flood of opium into the country. This escalating conflict led to the two Opium Wars in 1841 and 1856, when Great Britain succeeded in defeating the Chinese army so as to protect the opium trade. The veiled history is also evident in the vast fortunes amassed from Great Britain's aggressive expansion of opium production. "Black Earth", as Bengali opium is called, was cultivated in poppy fields which the British had seized from the great Mogul princes. And when demand increased it was grown in areas expressly cultivated for the crop. The poppy harvest was processed in the British East India Company's sprawling factories in the town of Patna and near Benares. From there the refined opium was transported to Calcutta where it was stored and auctioned, and then shipped on to China. In 1830, the sale of opium made up a sixth of the gross national product of British India.

"They are not dead, but sleeping", writes Thomas De Quincey of the many forgotten memories that emerge in his opium-shrouded dreams. The ability of the drug to push to the surface events that had been spirited away to the far recesses of the mind led De Quincey to see the brain as a palimpsest, a membrane or scroll with innumerable layers of script. Nothing is erased completely, however. Everything is there, even if it is concealed. The bottom layers can be excavated by applying the right "chemical", and seemingly lost incidents are retrieved. When I was in Calcutta, I began to see the city itself as a palimpsest. The crowds of people and the heavy traffic incessantly sweeping through the streets took on the form of sediments, just as the ruins, the building projects and changes I noticed during my daily wanderings all seemed to hide or reveal occurrences. De Quincey used an opium induced altered state as a door to the past; I on the other hand, wanted to find places in the city which could be connected with the history of the drug. I

bran oder Schriftrolle, auf der nichts je komplett gelöscht wird. Es ist immer alles da, auch wenn es nicht sichtbar ist. Mithilfe der richtigen »Chemikalien« können auch die untersten Schichten freigelegt und scheinbar vergessene Ereignisse wieder zum Vorschein gebracht werden. Bei meinem Aufenthalt in Kalkutta begann ich, die Stadt selbst als Palimpsest zu sehen. Die Menschenmengen und der dichte, unablässig durch die Straßen strömende Verkehr nahm die Form von Sedimenten an; die Ruinen, Bauprojekte und Veränderungen, die ich auf meinem täglichen Streifzügen wahrnahm, schienen alle irgendwelche Geschehnisse zu verdecken oder zu enthüllen. De Quincey verwendete ein durch Opium induziertes verändertes Bewusstsein als Tor zur Vergangenheit; ich dagegen suchte nach Plätzen in der Stadt, die sich mit der Geschichte der Droge in Verbindung bringen ließen. Alle, die ich traf, befragte ich danach. Der Filmregisseur Nilanjan Bhattacharya verwies mich auf Sumit Roy.

Sumit Roy lebte in einer schattigen Straße in Dum Dum, einer Vorstadt Kalkuttas, deren Name sich den dumpfen Explosionen verdankte, die hier einst von den britischen Munitionsfabriken zu hören waren. Er empfing mich in seinem Arbeitszimmer, einem staubigen hohen Raum mit abgenutzten Ledermöbeln aus den 1950ern und rauchenden Moskitospiralen. Auf dem Schreibtisch lagen Roald Dahls *Book of Ghost Stories* und ein Bildband über die Rolling Stones – in Leder gebunden, damit er dem feucht-tropischen Klima widersteht. Roy blätterte darin, während er mit Leidenschaft über die Band und über Rockmusik sprach. Später, nachdem wir Vertrauen gefasst hatten, erzählte er mir von Opium und Drogen, von Transaktionen, die in Enttäuschungen und überflüssige Gefahr mündeten, mit Diebstahl und Betrug verbunden waren, aber auch von geheimen Orten der Kalkuttaer Unterwelt wie der Opiumhöhle Fung's. Kurz vor der behördlichen Schließung Anfang der 1980er Jahre, so Roy, habe er das Fung's eine Zeitlang frequentiert. Es sei der Inbegriff einer chinesischen Opiumhöhle gewesen, ein schwach beleuchteter, mit orientalischen Teppichen und Vorhängen ausgestatteter Raum, in dem die Kunden auf Matratzen herumlagen und aus langen Bambuspfeifen Opium rauchten. Das Haus lag in einer Nebenstraße der Central Avenue, in der Bowzabar Street. Roy sprach zunächst mit Verve darüber, verstummte dann aber plötzlich und schien wegzudriften. Eine Weile saß er gedankenverloren da, in seinem reich bestickten Hemd, das auch die Stones hätten tragen können.

Von Kalkuttas ältester Chinatown war nicht mehr viel übrig. Die einstigen chinesischen Gebäude waren wie kleine Inseln über ein Neubauviertel aus Bürotürmen verstreut. Die gähnenden Lücken in den Häuserblöcken machten deutlich, dass die Entwicklung noch im Gang war. An der Adresse, die mir Roy gegeben hatte, stand nur noch ein einziges Haus. Es war ein verfallenes zweistöckiges Gebäude, umrahmt von Buschwerk, das sich wie ein struppiger Bart an die Wände klammerte. Die Eingangstür fehlte, aber man warnte mich davor einzutreten; der Ort, so hieß es, werde als Lager für Schmuggelware verwendet. Es gelang mir stattdessen, Zugang zum Dach eines nahegelegenen Gebäudes zu bekommen. Von der Stelle aus erinnerte das chinesische Haus sogar noch mehr an eine freigelegte Schicht aus ferner Vergangenheit. Zudem sah ich über dem Dach des Hauses ungewöhnlich viele schwarze Krähen kreisen. Meine Fantasie bekam Flügel: der Planet Saturn, Krähen

questioned everyone I met about opium. The film director Nilanjan Bhattacharya suggested I talk to Sumit Roy.

Sumit Roy lived on a shady street in the Calcutta suburb of Dum Dum, named after the muffled explosions that once reverberated from the notorious British munitions factory in the area. He received me in his study, a dusty high-ceilinged room with worn 1950s leather furniture and smoking mosquito coils. Roald Dahl's *Book of Ghost Stories* lay on the desk, as well as an illustrated volume about the Rolling Stones, bound in leather so as not to disintegrate in the humid tropical climate. Roy leafed through it while talking impassioned about the band and rock music. Later when we had settled in, he told me about opium and drugs, about transactions ending in disappointments and unnecessary danger because of theft or deceit, and also about secret places in Calcutta's underworld like the opium den called Fung's. Roy explained that he frequented Fung's for a period of time at the start of the 1980s, just before the place was closed down by the authorities. It was the epitome of a Chinese opium den, a dimly lit room decorated with oriental rugs and curtains, with the customers lying on mattresses on the floor smoking opium in long bamboo pipes. The house was off Central Avenue on Bowzabar Street. Roy spoke energetically then would suddenly pause and seemed to drift away. For a moment he would sit lost in thought, shrouded in an intricately embroidered shirt that looked like something the Stones could have worn.

There was not much left of what had once been Calcutta's oldest Chinatown. The former Chinese buildings were scattered like small islands in a new district of office towers. Yawning holes between the blocks indicated the renewal was still under way. Only one house was left at the address Roy had given. It was a dilapidated two-storey building framed by small shrubbery clinging to the walls like an unkempt beard. The main door of the house had disappeared, but I was warned not to enter; it was rumoured that the place was used as a depot for contraband. Instead I succeeded in getting onto a roof of a nearby building. From this new vantage point, the Chinese house was even more reminiscent of an exposed layer from a distant past. I also noticed that an unusually large number of black crows circled the rooftop. My mind took flight: the planet Saturn, crows but also ruins, bricks, authorities, sedatives, visions, melancholy... I paused and wondered whether Saturn would bring me back to De Quincey as I studied the house again in an attempt to uncover further and more revealing connections. Then I noticed the words on the sign above the door of the building. Written in chiseled, weatherworn letters, it said: NANKING RESTAURANT. "Nanking" as in the Nanking Treaty.

The First Opium War ended in the defeat of China and the signing of the Treaty of Nanking in August 1842. This accord, which secured the opium trade and expansion for Great Britain, went down in Chinese history as one of the greatest injustices to have befallen the country. This resulted in millions of Chinese opium addicts, and, amid the instability of the ensuing decades, it left countless impoverished Chinese with no alternative than to migrate to Europe, Australia, the US, or colonial cities like Calcutta looking for work on railways, in mines or in cities that were to be built. With them the immigrants brought their opium-smoking habit. Soon opium dens appeared in many major cities. At the end of the nineteenth century, places like London, New York and San

und Ruinen, Ziegelsteine, Behörden, Sedative, Visionen, Melancholie ... ich hielt inne, fragte mich, ob mich Saturn wohl zu De Quincey zurückführen würde, während ich erneut das Haus betrachtete, weitere und aufschlussreichere Verbindungen zu entdecken versuchte. Da fielen mir die Worte auf dem Schild über der Tür ins Auge. NANKING RESTAURANT stand da eingemeißelt in verwitterten Buchstaben. »Nanking« – wie im Vertrag.

Der erste Opiumkrieg endete mit der Niederlage Chinas und der Unterzeichnung des Vertrags von Nanking im August 1842. Dieser Vertrag, der den Opiumhandel und die britische Expansion sichergestellt, ging in die chinesische Geschichte als eine der größten Ungerechtigkeiten ein, die dem Land je widerfahren war. Er hatte Millionen chinesische Opiumsüchtige zur Folge und ließ – in den instabilen Jahrzehnten, die folgten – zahllosen verarmten Chinesen keine andere Wahl als nach Europa, Australien, in die USA oder Kolonialstädte wie Kalkutta auszuwandern und dort Arbeit im Eisenbahnbau, Bergbau oder beim Bau der explodierenden Städte zu suchen. Was die Einwanderer mitbrachten, war ihre Gewohnheit des Opiumrauchens. Schon bald entstanden Opiumhöhlen in vielen großen Städten. Ende des 19. Jahrhunderts fanden sich in London, New York oder San Francisco Hunderte davon. Sowohl der finanzielle Erfolg als auch das soziale und persönliche Elend der chinesischen ImmigrantInnen wurden meist dem Drogengebrauch oder -missbrauch zugeschrieben. Opiumabhängigkeit wurde öffentlich mit chinesischen Exzessen in Verbindung gebracht und galt als Seuche, die sich von chinesischen Einwanderervierteln auf andere Stadtteile ausbreiten könnte. Diese Dämonisierung der Chinesen in Verbindung mit dem Handel, der Abhängigkeit und dem Missbrauch von Opium ist eines der dunkleren Kapitel in der Geschichte des 19. Jahrhunderts – eine Fehldarstellung, die das allgemeine Bild des Opiums und anderer Narkotika im folgenden Jahrhundert stark prägte und die Rolle Großbritanniens und der Britischen Ostindien-Kompanie erfolgreich verschleierte.

An das alles dachte ich, als ich meine Kamera vor dem früheren Warenlager der Ostindien-Kompanie aufstellte, das sich ein paar hundert Meter vom Hugli-Ufer entfernt, direkt neben dem großen Blumenmarkt von Kalkutta befindet. In der Gegend herrschte hektische Betriebsamkeit; Arbeiter entluden zahlreiche Lastwagen und schlepten Säcke in die Gebäude, die immer noch als Warenlager dienten. Während ich die Kamera einrichtete, wurde ich der vielen Leute gewahr, die sich durch den Sucher bewegten. Bei der langen Belichtungszeit würden nur die, die vollkommen still standen, auf dem Bild zu sehen sein. Alle, die sich bewegten, würden entweder verschwinden oder sich als nebelhafte Formen in den unteren Teil des Bildes einschreiben. Sie würden als kleine Lücken im Raum-Zeit-Kontinuum erscheinen, die vielleicht auf die größeren in unserer Wahrnehmung verweisen – eine Verbindung zur Möglichkeit des Zurück- oder Vorwärtsreisens in der Zeit, das Drogen wie Opium erschlossen haben.

Francisco had hundreds of opium dens. Both the financial success of the Chinese immigrants and their social and personal misery were often ascribed to use or abuse of the drug. Opium dependency was publicly associated with Chinese excesses, and drug abuse was considered to be a disease, which could spread from the Chinese immigrant districts and infect other parts of the city. In one of the darker chapters of the history of the nineteenth century the Chinese were demonised in connection with the trade, abuse and dependency on opium—a fallacy that greatly affected popular views of opium and other narcotic drugs in the following century—while Great Britain and the British East India Company successfully obfuscated their roles.

I was thinking of this when I placed my camera in front of the former warehouse of the East India Company, which sat a couple of hundred yards from the bank of the Hooghly River and just next to Calcutta's great flower market. The area was hectic with activity as workers unloaded numerous lorries and dragged sacks into the buildings, which are still used to store goods. While I was adjusting the camera settings, I became aware of the people passing through the viewfinder. Only those who were standing completely still would appear on the negative because of the long exposure time. Anybody moving would either disappear or be inscribed as a foggy shape at the bottom of the frame. They would appear as small holes in the time-space continuum, something that could perhaps point to the even larger holes in our perception—a connection to the possibility of travelling backwards or forwards in time—that drugs like opium have unlocked.

Of Spirits and Empty Spaces

Joachim Koester, 2012

John Murray Spear (1804 – 1887) war Spiritist, Sozialist, Aktivist und Agitator für alle möglichen Belange, u.a. die »Free-Love«- und Frauenbefreiungsbewegung in der Mitte des 19. Jahrhunderts. 1861, gegen Ende seines Lebens und nach etlichen gescheiterten Unternehmungen, begann er in The Domain, einer spiritistischen Siedlung in Kiantone im Bundesstaat New York, eine Reihe von Séances durchzuführen. Unter Anleitung des gechannelten Geistes von Benjamin Franklin versuchten Spear und seine kleine Gruppe per Trance-Tanz eine neue Art von Nähmaschine zu erfinden. Zu dem Zeitpunkt hatte Elias Howe bereits eine erfolgreiche und weit verbreitete Nähmaschine entwickelt, allerdings alle seine Innovationen mit starken Patenten gesichert, sodass die Maschine für Normalbürger zu teuer wurde. Ziel der Séances in The Domain war es, einen Bauplan für eine völlig anders funktionierende Nähmaschine zu finden, um die bestehenden Patente zu umgehen. Die neue Maschine sollte deutlich günstiger herzustellen sein und sowohl dringend benötigte Geldmittel für Spears Gruppe aufreiben als auch den Käufern zum Vorteil gereichen.

Spear war überzeugt, dass die Zeichnungen für die neue Nähmaschine in immaterieller Form – im Geisterreich – bereits existierten und er den Schlüssel dazu gefunden habe. Bei den in der Werkstatt abgehaltenen Séances bekamen die TeilnehmerInnen »Rollen« zugewiesen. In der Trance wurden sie zu automatisierten Teilen der Maschine, deren grundlegende Abläufe sie jeweils ausführten, sodass sie gemeinsam ein Modell für das funktionierende Ganze bildeten. Nach einer Schlaf- und Traumphase wurden die beim Tanz empfangenen Lehren aufgezeichnet und manchmal Maschinenteile aus Holz oder Metall gefertigt.

Spears visionärer Ansatz mechanischer Innovation umfasste auch einen großen Plan zu ihrer Verbreitung und Wirkung. Die neue Nähmaschine sollte die Beziehung zwischen den Geschlechtern revolutionieren, weil sie Frauen in die Lage versetzte, genug Geld zu verdienen, um ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Überdies sollte die Maschine – »Verkörperung und Ausdruck einer Doppelsechlechtlichkeit« – auch die Industrie revolutionieren. Spear und seine Gruppe bauten einen Prototyp und gingen damit in Produktion, wiewohl ihre Maschine vermutlich nicht wesentlich besser oder anders funktionierte als andere zeitgenössische Modelle. Sie verkaufte sich jedenfalls nicht gut und das Unternehmen war kaum kostendeckend. Dennoch wäre es falsch, die Versuche von Spear und seiner Gruppe als skurrile oder gescheitertes Unternehmen abzutun. Spears Vorhaben war von dem fast verzweifelten Wunsch getragen, eine Alternative zur kapitalistischen Industrieproduktion zu finden, und seine Methode – die in der Werkstatt abgehaltenen Séances – könnten als ein einzigartiges Experiment in sozialer Interaktion mithilfe von Performance und Tanz angesehen werden.

John Murray Spear (1804–87) was a spiritualist, socialist, activist and agitator for many causes, among them the mid-nineteenth century “free love” and women’s liberation movements. In 1861, at the end of his life and after many different and failed ventures, Spear initiated a series of séances in The Domain, a spiritualist settlement in Kiantone, New York. Guided by the channeled spirit of Benjamin Franklin, Spear and his small group tried to invent a new kind of sewing machine through a trance dance. At the time, Elias Howe had already developed a successful and widely distributed sewing machine. Howe had secured strong patents on all his innovations, which made the machine too expensive for ordinary people to buy. The aim of the séances in The Domain was to bypass the existing patents by finding a blueprint for a sewing machine built on completely different principles. The new machine would be significantly cheaper to produce and provide much-needed funds for Spear’s group as well as the individuals buying it.

Spear was convinced that the drawings for the new sewing machine already existed in an immaterial form, in the spirit realm, and that he had found the key to access them. In the workshop where the séances took place, the participants were each assigned “roles.” They would enter trance and become fully automated parts of the machine, each enacting the essential movements, and together forming a model for its actions as a working whole. After an intermission of sleep and dreams, the transmitted lessons of the dance were noted down, and sometimes machine parts were produced in wood or metal.

Spear’s visionary approach to functional innovation extended to his grand plan for its distribution and impact. The new sewing machine would revolutionise the relations between the sexes by giving women an opportunity to make enough money to take control of their lives. Not only that, the machine, “embodying and expressing a bisexual nature”, would revolutionise industry as well. Spear and his group made a prototype and started production, though it is unlikely that their machine worked significantly better or differently than other models at the time. It certainly didn’t sell well and they barely broke even. Yet it would be misleading to understand the efforts of Spear and his group only as an odd or failed enterprise. Spear’s quest was informed by an almost desperate desire to find an alternative to corporate industrial production, and his method, the séances in the workshop, might be seen as a unique experiment in social interaction involving performance and dance.

The Kant Walks

Joachim Koester, 2003

»Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben«, schrieb Heinrich Heine. »Denn er hatte weder Leben noch Geschichte.« Diese Beobachtung ist in vieler Hinsicht durchaus haltbar. Kant brachte sein ganzes Leben in seiner Geburtsstadt Königsberg zu. Ohne sich je mehr als ein paar Meilen daraus zu entfernen, widmete er sich in komplexen, ausführlichen Schriften ganz und gar dem Streben nach philosophischer Wahrheit, eine Aufgabe, die so monumental war, dass er seine Tage auf das Strengste einteilen musste, um sich die dafür nötige Zeit zu verschaffen. Über sich selbst äußerte sich Kant so gut wie gar nicht. Er führte kein Tagebuch; Einzelheiten über sein Leben sind rar und müssen aus dem erschlossen werden, was er unabsichtlich preisgab. Die meisten Geschichten über Kant stammen von Leuten, die ihn kannten oder direkt beobachteten. Von den wenigen täglichen Aktivitäten, denen Kant nachging, wurde den Spaziergängen die größte Bedeutung beigemessen.

Einen unerwarteten Biografen fand Kant in Thomas De Quincey, dem »Großvater der Drogenliteratur«, Erforscher opiuminduzierter Halluzinationen und eindringlicher Träume. Wenig überraschend verweilt De Quincey besonders bei den Beschwerlichkeiten des späten Kant, der gegen Ende seines Lebens von Alpträumen heimgesucht wurde, »deren Eindruck so tief war, dass er noch weit in seine wachen Stunden hineinreichte.« Der psychisch zunehmend schwächelnde Kant entwickelte eigentümliche Vorstellungen. De Quincey zufolge führte er auf seine älteren Tage alles auf die Elektrizität zurück und spekulierte über die Verbindung zwischen einer eigenartigen Wolkenformation und einem »ungewöhnlichen Katzensterben in Wien, Basel und Kopenhagen«. Da er unter Schlaflosigkeit litt, neigte Kant auch zu »unvermuteten Schläfrigkeitseinfällen«, was sein Leben gefährdete, denn »er sank beim Lesen wiederholt mit dem Kopf in die Kerzen: seine baumwollene Nachtmütze fing augenblicklich Feuer und stand auf seinem Kopf in hellen Flammen.« Thomas De Quinceys Biografie ließe sich leicht als unangemessen abtun, als ein Herumschnüffeln im Verfall eines herausragenden Intellektuellen – wäre sie nicht so prophetisch. Eine Stadt ist ein »Geisteszustand«, und Kants Sturz in die Dunkelheit präfigurierte den Untergang der Stadt, deren Emblem er war: Königsberg.

Die Geschichte der einstmaligen deutschen Stadt Königsberg begann 1255 mit einem Blutbad; deutsche Ordensritter vernichteten binnen weniger Jahre die in der Gegend siedelnden preußischen Stämme und gründeten dann die Burg Königsberg samt der zugehörigen Stadt. In neuerer Zeit, 1945, wurden umgekehrt die Deutschen vernichtet – von Bombenangriffen der Royal Airforce und sowjetischen Truppen, die Königsberg besetzten und in Kaliningrad umbenannten. Doch ist der wirkliche Fall Königsbergs wohl einige Jahre früher anzusetzen. Königsberg als kosmopolitische, ethnisch durchmischte Stadt hörte zu existieren auf, als die Nazis dort am 9. November 1938 eine besonders brutale »Kristallnacht« entfesselten. Die Bürger der Stadt, die einmal Deutschlands größte Buchhandlung beherbergte hatte, verbrannten Bücher, verprügelten und töteten Menschen und zerstörten die Hauptsynagoge der Stadt.

»The life story of Immanuel Kant is hard to describe, for he had neither a life nor a story«, writes the poet Heinrich Heine. In some respects this observation bears out. Throughout his life Kant stayed in Königsberg, the city where he was born. Never straying more than a few miles from town, he devoted himself to the pursuit of philosophical truths in complex and extensive writings, a task so monumental that he had to organise his days rigorously to secure the necessary time. In contrast, Kant was largely silent about himself. He kept no journal; the details about his life are sparse and must be gleaned from what he accidentally let slip through. Most stories of Kant come only from people who knew him or observed him directly. Of the few daily activities Kant engaged in, his walks have been imbued with the most significance.

Kant found an unlikely biographer in Thomas De Quincey, »the grandfather of drug literature« and explorer of opiate hallucinations and saturated dreams. Not surprisingly, De Quincey dwells on the afflictions of the late Kant, who, towards the end of his life, was haunted by nightmares »so profound as to stretch far into his waking hours«. The increasingly mentally frail Kant developed idiosyncratic distractions. According to De Quincey, by this time, the elderly Kant »accounted for everything by electricity,« and theorised about a connection between a particular configuration of clouds and the »singular mortality among the cats of Vienna, Basel and Copenhagen«. Also suffering from insomnia, Kant was prone to »unseasonable dozings« which exposed him to danger, as he »fell repeatedly, whilst reading, with his head into the candles; a cotton nightcap which he wore was instantly in a blaze, and flaming about his head.« Thomas De Quincey's biography could be dismissed as inappropriate, a prying into the decay of an outstanding intellectual—if it wasn't for its prophetic vision. A city is a »state of mind« and Kant's plunge into darkness was later followed by the downfall of the city for which he was emblematic: Königsberg.

The history of the former German town of Königsberg began with bloodshed in 1255, when, in a matter of a few years, Teutonic knights completely annihilated the Prussian tribes that inhabited the area, built the Königsberg castle and established the city. More recently, in 1945, the Germans were in turn annihilated by RAF bombings and Soviet troops, who conquered Königsberg and renamed it Kaliningrad. But one could date the real fall of Königsberg several years prior. Königsberg's existence as a cosmopolitan, racially diverse city was abruptly halted on November 9, 1938, when Nazis unleashed a particularly brutal »Kristallnacht«. The citizens of the town that once housed Germany's biggest bookstore engaged in book burnings, beatings and killings, and the destruction of the city's main synagogue. Like Kant's dozing head, knowledge was engulfed in flames.

The historic accounts for Kant's daily walk are plentiful yet contradictory. Whether Kant had one, two or even more preferred routes is not clear. Furthermore one has to place two maps on top of each other, that of Königsberg and that of Kaliningrad, to find the locations today. Maybe this is why Kant's walk is often invoked but rarely specified. A walk is like a manual, a way to engage a

Wie der Kopf des schlafenden Kant stand das Wissen in Flammen.

Über Kants tägliche Spaziergänge fehlt es zwar nicht an historischen Berichten, aber sie widersprechen einander. Ob Kant eine, zwei oder mehrere Routen nahm, steht nicht eindeutig fest. Zudem muss man zwei Karten – die von Königsberg und die von Kaliningrad – übereinanderlegen, um die Orte heute zu finden. Vielleicht liegt es daran, dass Kants Spaziergänge zwar häufig beschworen, aber kaum einmal näher beschrieben werden. Ein Spaziergang ist so etwas wie eine Anleitung, eine Art, mit einem Raum in Beziehung zu treten, ein Rezept, an das man sich halten, über das man aber auch improvisieren kann, indem man Abweichungen, Irrwege zulässt. De Quincey nennt einen Grund, weshalb Kant gerne alleine ging: Er wollte »ausschließlich durch die Nase atmen, was unmöglich war, wenn er in einer Unterhaltung fortwährend den Mund öffnen mußte.« So konnte er besser seinen Betrachtungen nachhängen – und wie Kant wusste De Quincey natürlich von den »subtileren Welten«, die sich dem aufmerksamen Wanderer auftun.

Meine Suche nach Kants Spazierweg führte mich zu einem ramponierten Hochhaus auf dem Leninsky Prospekt. An einem späten Novembernachmittag stieg ich die Stufen zu einer Wohnung im achten Stock und Professor Kalinnikov hoch, der so freundlich gewesen war, mich kurzfristig zu empfangen. Kalinnikov führte mich durch die Wohnung in sein Arbeitszimmer, einer kleinen Kammer, vollgestopft mit Büchern und Stapeln handschriftlicher Manuskripte, alle über Kant. Dort ergänzte Kalinnikov meinen Stadtplan von Kaliningrad um zwei kleine Kreuze für die zwei Häuser Kants, und davon ausgehend um zwei kleine Kreise. Das waren Kants Spazierwege. Wie Kalinnikov erklärte, mochte Kant Kreise. Vom Fenster des Professors konnte ich bis ins leere – von britischen Bomben eingeebnete und nie wiederaufgebaute – Zentrum von Kaliningrad sehen und, etwas dahinter, ein gewaltiges Bauwerk erkennen, das im verblassenden Licht seltsamerweise einem stilisierten Schädel glich. Es war ein in den 1970er Jahren auf den Ruinen der Königsberger Burg erbautes Kulturzentrum, das aber nie benutzt worden war. Der Untergrund hatte sich als heimtückisch erwiesen; die unterirdischen Gänge und Kammern der einstigen Burg ließen das Gebäude sofort nach der Fertigstellung einsinken. So wurde es dem langsamen Verfall preisgegeben, ein architektonisches Denkmal für die in Schwebelage gehaltene Unbestimmtheit.

Meine nächsten Tage in Kaliningrad verbrachte ich zu Fuß, auf Kalinnikovs oder Kants Spazierwegen – ich war mir nie sicher wessen – durch die »subtilen Welten«, die »Psychogeografie« einer Stadt treibend, die über vierzig Jahre lang keine Vergangenheit hatte – in sowjetischen Schulbüchern und Stadtführern war Kant in Kaliningrad geboren. Paradoxe Weise ließ dieses Verbergen der Vergangenheit die Stadt noch deutlicher hervortreten, wie ich fand, weil die Vergangenheit nicht in Abschnitte unterteilt wurde, sondern in Form »blinder Flecken« auftauchte. Umwege, Sackgassen, überwucherte Straßen, ein kleines Schloss, das sich in ein Industrieviertel verirrt hatte, ließen Geschichte als Chaos erscheinen, eine schlummernde Gegenwart, viel mächtiger als die adretten linearen Erzählungen, mit denen vergangene Ereignisse erklärt werden. An keinem Ort in Europa sind die Spuren des Zweiten Weltkriegs besser sichtbar als in Kaliningrad. Gespenster eines Krieges, der Leben und Schicksale auf Generationen hinaus geprägt hat. Auch das meine – wie das vieler befallen vom »Dritte-Generation-Syn-

space, a recipe to follow but also to improvise with, allowing for drifting, losing oneself. De Quincey writes that Kant preferred to walk alone for a very particular reason: "he wished to breathe exclusively through his nostrils; which he could not do if he were obliged continually to open his mouth in conversation", and by doing this he was better able to pursue his meditations—De Quincey, like Kant, most certainly knew about the "subtle realms" revealed to the attentive wanderer.

My pursuit of Kant's walk led me to a battered high-rise on Leninsky Prospekt. A late November afternoon I climbed the stairway to a flat on the eighth floor and Professor Kalinnikov, who had kindly agreed to meet me at short notice. Kalinnikov led me through the apartment to his study, a small room crowded with books and piles of handwritten manuscripts, all of them on Kant. Here, Kalinnikov added to my map of Kaliningrad two small crosses, one for each of Kant's two houses, and from there two circles. These were the Kant Walks. Kalinnikov explained that Kant liked circles. From the professor's window I could see all the way down to Kaliningrad's vacant center—flattened by British bombs and never rebuilt—and further away, an enormous construction, which curiously, in the fading light, resembled a stylised skull. The edifice was a cultural center, built on the ruins of Königsberg Castle in the early 1970s, but never used. The building's grounds had proved treacherous; the tunnels and subterranean chambers of the former castle made the new structure sink immediately after its completion. As a result, the centre was left to deteriorate, slowly, as an architectural monument to suspended indeterminacy.

My next days in Kaliningrad were spent on foot, following Kalinnikov's walks, or Kant's—I was never sure. Drifting through the "subtle realms," the psychogeography of a city that officially, for more than forty years, had no past—in Soviet text and guidebooks Kant was born in Kaliningrad. Paradoxically, I found that the concealment of the city's history, made it appear even more distinct, exactly because the past was not compartmentalised as such, but seemed to turn up as "blind spots". Detours, dead ends, overgrown streets, a small castle lost in an industrial quarter, evoked history as a chaos, a dormant presence far more potential than tidy linear narratives used to explain past events. Nowhere in Europe are the traces of World War Two more visible than in Kaliningrad; hauntings from a war that shaped lives and destinies for generations to come. Including my own—like many, affected by the "third generation syndrome", I have always felt as if I was pulled towards an empty space: "that which has not been said".

Kaliningrad was named after Mikhail Kalinin, a close associate of Stalin and known as a "man of little vision but great staying power." Hardly qualities to commend. Kantgrad has been suggested as a new name, a proposal that points to Kant's walks, with all their uncertainties, as an approach to history—walks for remembering and losing oneself, manuals to engage past and present spaces, a sort of recipe, something to follow, stray or produce from.

drom«. Ich hatte immer das Gefühl, von einem leeren Raum angezogen zu werden: »dem nicht Gesagten«.

Benannt wurde die Stadt nach Michail Kalinin, einem treuen Genossen Stalins, bekannt als »Mann mit wenig Visionen, aber großem Stehvermögen« – wohl kaum empfehlenswerte Eigenschaften. Als neuer Name wurde Kantgrad vorgeschlagen, was auf Kants Spaziergänge mit all ihren Ungewissheiten verweist, als ein Zugang zur Geschichte – Spaziergänge zum Sich-Erinnern und Sich-Verlieren, Anleitungen zur Verstrickung in vergangene und gegenwärtige Räume, eine Art Rezept, etwas, dem man folgen, von dem man abweichen oder aus dem man etwas produzieren kann.

From the Secret Garden of Sleep

Joachim Koester, 2008

Mitte der 1970er Jahre tauchte in gegenkulturellen Zeitschriften wie *High Times* und *Sinsemilla Tips* ein neue Art von Bildern auf. Harz absondernde Hanfpflanzen wurden im Stil von *Playboy* als Centerfold abgebildet. Dieses Interesse an der Körperlichkeit der Pflanze entstand zu einer Zeit, als immer mehr Leute in den USA selbst Cannabis anzubauen begannen. Nachdem die einstmals blühenden mexikanischen Felder zerstört waren, hatte sich ein gewaltiger Markt für im Inland produziertes Marihuana gebildet.

Die Blüte des amerikanischen Cannabis-Freilandanbaus endete, als sich die Reagan-Administration 1982 an die Zerschlagung der inländischen Marihuanaindustrie machte. Reagan sah sich durch den wachsenden Eigenanbau von Hanf nicht nur unangenehm an laxere Zeiten erinnert, er sah im Marihuana-Konsum auch ein wichtiges Symbol der Gegenkultur, ein Symbol, das es auszurotten galt. Hatte sich Cannabis zuvor an der Schwelle der Legalisierung befunden, so stieg es nun binnen weniger Jahre zum innerstaatlichen Feind Nummer Eins auf. Das Mittel dazu war eine harte Gesetzgebung gegen Produzenten wie Konsumenten.

Die Reagan-Administration hat wohl kaum geahnt, dass sie damit eine genetische Revolution lostreten sollte. Mit der Einführung drastischer Strafen – in Oklahoma konnte z.B. der Anbau selbst kleinster Mengen Marihuana mit lebenslanger Haft bestraft werden – und der Verstärkung der staatlichen Überwachung und Kontrolle wurde der Eigenanbau von Marihuana vermehrt in die Innenräume verlegt, was ironischerweise zur Entstehung einer Wunderpflanze führte. AmateurgärtnerInnen an der nördlichen Pazifikküste kreuzten Indica- mit Sativa-Sorten und schufen so Hybride, die im grellen Licht von Metalldampflampen als Zimmerpflanzen gediehen. Damit waren die Tage der bis zu fünf Meter hoch wachsenden ertragsschwachen Pflanzen vorüber. An ihre Stelle trat ein muskulöser, gerade mal kniehocher Zwerg mit faustgroßen Knospen und einem deutlich höheren Gehalt an psychoaktivem Wirkstoff.

Psychoaktive Pflanzen wie Cannabis verändern unser Wirklichkeitserleben, verbinden die Welt der Materie mit der des Bewusstseins. In dieser historischen Entwicklung hat sich das Bewusstsein – wie immer man das bewerten mag – in den Körper der Pflanze selbst eingeschrieben, als eine Folge von Begehren, Politik und

In the mid-1970s a new type of imagery emerged in counter-cultural magazines such as *High Times* and *Sinsemilla Tips*. Cannabis plants dripping with resin would appear as centerfolds, modelled on the photographic style of *Playboy*. This interest in the physicality of the plant came at a time when an increasing number of people in the United States were growing cannabis themselves. The formerly lush Mexican fields were in shambles and a huge market for domestically grown marijuana had opened up.

The rise of domestic growing came to a halt in 1982 when the Reagan administration set out to crush the domestic marijuana industry. Not only did Reagan see the increase in home-grown marijuana as unpleasantly reminiscent of more lenient times, he also perceived the use of marijuana as an important symbol of the counter-culture—one that had to be eradicated. In the span of a few years, cannabis swung from being on the cusp of acceptance to being domestic enemy number one. The means for achieving this was fierce legislation against growers and users.

Little did the Reagan administration suspect that they had started a genetic revolution. As harsh sentences were implemented—for example, growing any amount of marijuana in Oklahoma could result in a life prison sentence—and surveillance and government control increased, domestic cannabis growing moved indoors and, ironically, a plant of wonder materialised. Amateur gardeners in the Pacific Northwest applied their talents to crossbreed cannabis indica and sativa strains, creating hybrids that thrived indoors, cultivated under blazing metal-halide light. Gone were the days of low-yield plants that sometimes grew to be as tall as five meters. Instead something like a muscular dwarf emerged, just knee-high, with buds the size of fists and a concentration of psychoactive compound significantly higher than before.

Psychoactive plants, like cannabis, can alter our experience of reality, bridging the world of matter and consciousness. In this history, consciousness, for better or worse, became inscribed into the very flesh of the plant as a consequence of desire, politics and legislation. With the series "From the Secret Garden of Sleep" I have made photographs of several strains of home-grown marijuana. These images of hybrids reflect a sub-genre of plant photo-

Gesetzgebung. Für die Serie »From the Secret Garden of Sleep« habe ich verschiedene in den eigenen vier Wänden gezogene Pflanzen fotografiert. Die Bilder dieser Hybriden, eine Untergattung der Pflanzenfotografie, verweisen zugleich auf die Geschichte, die der überirdischen Erscheinung des modernen Cannabis zugrunde liegt.

graphy and point to the history behind the otherworldly appearance of modern cannabis.

Occupied Plots, Abandoned Futures Twelve (former) Real Estate Opportunities

Joachim Koester, 2007

Leerstehende Grundstücke sind ein fundamentaler Bestandteil jeder Stadt. Wenngleich selten als solches gewürdigt, stellen sie psychisches Territorium innerhalb der urbanen Realität dar. Sie bilden ein Netzwerk aus Löchern und latenten Möglichkeiten, die für einen gewissen Zeitraum Stillstand und Kontrolle infrage stellen.

1970 dokumentierte Ed Ruscha eine Reihe solcher Räume unter dem Titel »Real Estate Opportunities«. Ruscha fotografierte zum Kauf stehende unbebaute Grundstücke in Los Angeles, eine topografische Bestandsaufnahme der freien überwucherten Flächen, die das Unbewusste einer Stadt beschreiben.

Mit dem Projekt »Twelve (former) Real Estate Opportunities« habe ich einige dieser Orte wieder aufgesucht – Flächen, die mittlerweile verkauft, bebaut, verändert wurden. Doch ist mein Projekt wohl weniger optimistisch als das von Ruscha. Diese »Gelegenheiten« wiederzufotografieren heißt, eine Archäologie aufgegebener Zukunftsmöglichkeiten zu betreiben.

Voids are a fundamental part of any city. Though rarely recognised as such, empty spaces make up a psychic territory within the urban reality. They form a network of holes and latent possibilities, which for a period challenge stasis and control.

In 1970, Ed Ruscha documented a number of such spaces under the title "Real Estate Opportunities". Ruscha photographed empty lots for sale in Los Angeles producing a topographic mapping of the vacant, overgrown plots that delineate the unconscious zone of a city.

Almost four decades later I photographed some of these exact locations—spaces that by now have been sold, bought, built up and transformed. My documentation seems less optimistic than Ruscha's however. To photograph these "opportunities" today is to engage in an archeology of abandoned futures.